

was da wolle, glaube mir, meine Schöne! meine An-
gebetete! daß, so lange ich lebe, Dein Bruder nichts
von dem Zorne zu leiden haben soll, den er gegen
sich erwecken mag — und daß ich, wenn er auch un-
sere alte Freundschaft ganz vergessen sollte, nicht auf-
hören werde, Dich zu lieben.“

„Signora! Signora, Kind! es ist Zeit! wir
müssen gehen!“ rief die gellende Stimme Benedetta's,
die jetzt durch das Laubwerk guckte. „Die Arbeits-
leute gehen auf diesem Wege heim; schon sehe ich
sie nahen.“

Die Liebenden schieden; zum erstenmale war die
Schlange in ihr Paradies gedrungen, sie hatten etwas
Anderes gedacht, besprochen, als Liebe.

Drittes Kapitel.

Die Lage eines populären Patriciers in Zeiten des Mißvergnü-
gens unter dem Volke — Scene im Lateran.

Die Lage eines Patriciers, der das Volk aufrichtig
liebt, ist in solchen schlimmen Zeiten, wenn die Ge-
walt unterdrückt und die Freiheit kämpft — wenn die
in zwei Parteien getheilten Männer miteinander rin-
gen — die verdrießlichste und verwickeltste, welche das
Schicksal möglicherweise ausführen kann. Soll er Partie
für den Adel nehmen? — er verräth sein Gewissen!
Für das Volk? — er verläßt seine Freunde! Aber
die Folge dieser letzteren Wahl ist nicht die einzige
— für einen starken Geist vielleicht auch nicht die
härteste. Alle Männer sind beherrscht und gefesselt

von der öffentlichen Meinung: sie ist die öffentliche Richterin. Aber die öffentliche Meinung ist nicht für alle Stände dieselbe. Die öffentliche Meinung, welche den Plebejer aufmuntert oder abschreckt, ist die Meinung der Plebejer — derjenigen, die er sieht, mit denen er zusammenkommt und die er kennt; derjenigen, mit denen er in Berührung kommt — mit denen er von seiner Kindheit an umgegangen ist — deren Lob er täglich hört — deren Tadel ihm zu jeder Stunde entgegensteht. * So ist auch die öffentliche Meinung für die Großen die ihrer Standesgenossen — derer, welche Geburt und Zufall für immer in ihren Weg warf. Wenn wir in unserer Zeit in dem seichten Blatte eines dogmatisirenden Journalisten lesen, daß dieser oder jener Edelmann nicht wagt, diese oder jene Handlung zu begehen — einen Pächter zu schrecken, oder einen Stimmgeber zu bestechen, weil er die öffentliche Meinung scheut: ist es dann die öffentliche Mei-

* Es ist dasselbe in noch kleineren Kreisen. Die öffentliche Meinung für Juristen ist die von Juristen; für Krieger, die der Armee; für Gelehrte, von Männern dieses Faches. Und für die Feinfühlenden unter den letzteren ist die feindselige Kritik von Gelehrten schon schmerzender gewesen, als die strengste moralische Rüge des Publikums. Mancher hat eine große That gethan, ein großes Werk verfaßt, einzig und allein, um zwei oder drei Personen zu gefallen, die beständig seinem Geiste vor-schweben. Ihre Stimme war ihm öffentliche Meinung. Die öffentliche Meinung, welche Bishop den Mörder bestimmte, war die Meinung der Burker, seiner Kameraden. Verdammten diese ihn? Nein! Er kannte keine andere öffentliche Meinung, bis er gehängt werden sollte und die verabscheuenden Blicke sah und die zischenden Verwünschungen der unter seinem Galgen versammelten Menge hörte.

nung derer, welche immer um ihn sind, welche ihn verdammt? die öffentliche Meinung seiner Schmarotzer, seiner Klienten, seiner Standesgenossen, seiner Kameraden in Politik und Ansicht? Werden diese ihn verdammen? Nein! Es ist die öffentliche Meinung einer andern Klasse — einer Klasse, der seine Bahn sich nicht nähert — einer Klasse, deren Lob oder Tadel selten in seinen Ohren wiederklingt — einer Klasse, der zu trogen die öffentliche Meinung seines Standes vielleicht für Muth, die geringzuschätzen sie vielleicht für Würde hält. Diese Unterscheidung ist voll von wichtigen, praktischen Schlüssen; ist eine solche, die mehr als die meisten Grundsätze, nie von einem Politiker vergessen werden sollte, welcher auf Tiefs Anspruch macht. Es ist also eine fürchterliche Probe zu bestehen, die wenige Plebejer je durchmachen, und über welche, ohne zu straucheln, hinwegzukommen, daher auch mit Unrecht von den Patriciern erwartet wird — die Probe, sich der öffentlichen Meinung zu widersetzen, welche hinsichtlich ihrer besteht. Sie können nicht umhin, dem eigenen Urtheil zu misstrauen — können nicht umhin, zu glauben, die Stimme der Weisheit oder der Tugend spreche in den Tönen, die sie von ihrer Wiege an als Orakel betrachteten. In dem Tribunal von Sectenvorurtheil glauben sie den Richterstuhl des allgemeinen Gewissens zu erkennen. Ein anderes, mächtiges Gegenmittel für die Thätigkeit eines in solcher Lage befindlichen Patriciers ist die Gewißheit, daß am Ende die Beweggründe einer solchen Thätigkeit sowohl von der Aristokratie, die er

verläßt, wie von dem Volke, zu dem er übertritt, mißdeutet werden. Es scheint an einem Manne so unnatürlich, wenn er offen von seinen Standesgenossen abfällt, daß die Welt gerne diesem Geheimniß alle Gründe, nur nicht redliche Ueberzeugung oder erhabenen Patriotismus, unterschiebt. „Ehrgeiz!“ sagt der Eine. „Getäuschte Hoffnungen!“ ruft ein Anderer. „Irgend ein Privathass!“ bemerkt ein Dritter. „Aufrührerische Eitelkeit!“ spöttelt ein Viertes. Das Volk bewundert zuerst, beargwöhnt aber hernach. Von dem Augenblicke an, wo er sich einem Wunsche des Volkes widersetzt, gibt es kein Heil mehr für ihn; er wird angeklagt, er habe den Heuchler gespielt — er habe Schafskleider getragen, und jetzt sagen sie: „Seht! die Wolfszähne kommen zum Vorschein!“ Ist er vertraulich mit dem Volke — so ist es Schmeichelei! Hält er sich entfernt — so ist es Stolz! Was hält denn einen Mann in solcher Lage aufrecht, der seinem Gewissen folgt und mit offenen Augen alle die Gefahren seines Pfades sieht? Hinweg mit dem Gewäsch von öffentlicher Meinung — hinweg mit dem armfeligen Wahn von späterer Gerechtigkeit; er wird die erstere beleidigen, die letztere nie erhalten. Was hält ihn aufrecht? Seine eigene Seele! Ein durchaus großer Mann hegt eine gewisse Verachtung für sein Geschlecht, während er es unterstützt; ihr Wohl oder Wehe gilt ihm Alles; ihr Beifall, ihr Tadel gelten ihm nichts. Er tritt heraus aus dem Kreise von Geburt und Gewohnheit; er ist taub für die kleinlichen Beweggründe kleiner Menschen. Hoch in

dem weitesten Raum, den seine Bahn beschreibt, hält er in seinem Laufe inne, um zu führen oder zu erleuchten; aber der Lärm unten erreicht ihn nicht! Bis das Rad gebrochen ist, bis die schwarze Leere den Stern verschlingt, macht er Tag und Nacht seinen eigenen Ohren Musik; er dürstet nach keinem Tone von der Erde, die er erleuchtet, er sehnt sich nach keinem Gefährten auf der Bahn, die er durchwallt, seiner eigenen Herrlichkeit sich bewußt und deshalb zufrieden, allein zu sein!

Aber Geister dieser Art sind selten. Nicht jedes Zeitalter bringt sie hervor. Sie sind Ausnahmen von der gewöhnlichen menschlichen Tugend, die, wenn nicht verdorben, doch bestimmt und geleitet wird durch äußere Umstände. Zu einer Zeit, wo bloße Empfänglichkeit für die Stimme des Ruhmes ein großer Vorzug hinsichtlich der moralischen Kraft vor der übrigen Menschheit war, war es beinahe unmöglich, daß irgend Jemand von dem verfeinerten, übersinnlichen Gefühle, jenem geläuterten Antriebe zu großen Thaten — dem Ruhme in der eigenen Brust, der so unermesslich hoch steht über dem Verlangen nach Berühmtheit bei Andern, eine Vorstellung hatte. Wir müssen in der That, ehe wir uns von der Welt losmachen können, durch ein langes und strenges Noviziat — durch die Bewährung vielen Nachdenkens und vielen Kammers — durch vollkommene und schmerzliche Ueberzeugung von der Eitelkeit alles dessen, was die Welt uns bieten kann, uns — nicht in der Hitze einer Stunde, sondern für immer — über die Welt erhoben haben;

eine Abgeschlossenheit — ein Idealismus — die selbst in unseren weiseren Tagen nur Wenige von den Weisesten zu erreichen im Stande sind! Und doch kennen wir, bis wir so beglückt sind, die wahre Göttlichkeit der Betrachtung nicht, eben so wenig die allgenügende Macht des Gewissens; auch können wir uns nicht mit feierlichen Schritten in das Allerheiligste unserer eigenen Seele zurückziehen, wo wir erkennen und fühlen, wie weit unsere Natur des unabhängigen Daseins eines Gottes fähig ist!

Aber kehren wir zu den irdischen Gegenständen und Gedanken wieder zurück! Diese Betrachtungen und diese Verkettungen der Umstände, die in ähnlicher Lage so manchen ehrbaren und muthigen Geist fesselten, machten ihre Gewalt auch bei Adrian geltend. Er fühlte seine falsche Stellung. Seine Vernunft und sein Gewissen waren für Rienzi's Plane, und seine natürliche Kühnheit wie sein Unternehmungsgeist hätten ihn vermocht, thätigen Antheil an deren Ausführung zu nehmen. Aber dem traten alle seine Verbindungen, seine Freundschaften, Privat- und häusliche Bande offen entgegen. Wie konnte er gegen seinen Stand, gegen sein Haus, gegen seine Jugendgefährten sich insgeheim verschwören, oder ernstlich handeln? An dem Ziele, zu welchem ihn sein Patriotismus trieb, standen Heuchelei und Undankbarkeit. Wer wollte den für einen treuen Kämpfer seines Vaterlandes halten, der an seinen Freunden zum Verräther würde. Und so

„Wechselte die angeborene Farbe der Entschließung
Mit der kranken Blässe des Nachdenkens!“

Und Er, der durch seine natürlichen Anlagen ein Lenker der Zeit hätte sein sollen, blieb bloßer Zuschauer. Doch suchte sich Adrian über seine gegenwärtige Unthätigkeit mit der Ueberzeugung von der Politik seines Benehmens zu trösten. Derjenige, welcher bei dem Beginne bürgerlicher Umwälzungen keinen Antheil an denselben nimmt, kann in der Folge oft ein sehr kräftiger Vermittler zwischen den Leidenschaften und Parteien werden. In Adrian's Verhältnissen war vielleicht Bögerung gerade die Rolle eines klugen Staatsmannes; oft verleiht gerade die Stellung, die im Anfange lähmt, gegen das Ende Ansehen. Rein von den Verirrungen und bewahrt von der Eifersucht rivalisirender Parteien, flößt ein neuer Charakter in einem stürmischen Drama leicht Allen Zuneigung und Achtung ein; seine Mäßigung kann ihm das Vertrauen des Volkes erwerben; sein Stand macht ihn zum passenden Vermittler bei dem Adel, und so erheben ihn die Eigenschaften, die ihn in der neuen Periode der Revolution zum Märtyrer gemacht hätten, in einer anderen vielleicht zum Retter.

Adrian wartete daher ruhig und stille die weiteren Ereignisse ab. Schlagen Rienzi's Plane fehl, so konnte er in Folge eben dieser Theilnahmlosigkeit das Volk um so besser vor neuen Ketten, und dessen Helden vor dem Tode schützen. Geling das Unternehmen, so konnte er ebenso sein Haus gegen die Wuth des Volkes vertheidigen — und durch Unterstützung der Freiheit Unordnungen verhüten. So hoffte er wenigstens! und so beschränkte und beruhigte die italienische Schlaueit

und Vorsicht seines Charakters die Begeisterung seiner Jugend und seines Muthes.

Friedlich und wolkenlos schien die Sonne auf eine ungeheure Menschenmenge, welche auf dem großen Platze, der die Kirche des St. Johann von Lateran umgibt, zusammenströmte. Theils aus Neugierde — theils auf den Wunsch des Bischofes von Orvieto — theils weil es eine Gelegenheit war, die Pracht ihres Gefolges zu entwickeln — waren auch viele der vornehmsten Barone Roms hierher gekommen.

Auf einer der zur Kirche führenden Stufen stand, den gefalteten Mantel um sich geschlagen, Walter von Montreal und betrachtete die verschiedenen Züge, die einer nach dem andern durch die Gasse kamen, welche die Soldaten der Kirche mitten in dem Gewühle für die vornehmsten Edeln offen hielten. Er beobachtete mit Interesse, obgleich mit der Miene und dem schweifenden Blicke der ihm eigenen Unbefangenheit die verschiedenen Zeichen und Blicke der Begrüßung, womit das Volk die einzelnen hohen Personen empfing. Banner und Wappenschilder wurden jedem Signor vorgetragen, und als jene in der Höhe flatterte, prägte er die Witzeleien und Spottnamen — die kurzen, vielbedeutenden Worte des Lobes oder des Tadelns — die unter der lebhaften Menge hin und her wogten, sorgfältig in sein Gedächtniß.

„Macht Platz da! — Platz für meinen Herrn, Martino Orfini — Baron di Porto!“

„Ruhe, Schätzchen! — zurück! — Platz für den Signor Adrian Colonna, Baron di Castello und Ritter

des Reiches." — Und bei diesen beiden Ausrufungen der Nebenbuhler sah man den goldenen Bären der Orsini in der Höhe flattern mit dem Wahlspruch: „Hüte Dich vor meiner Umarmung!“ und die einzelne Säule der Colonna auf azurblauem Grunde mit Arthurs besonderer Devise: „Ernst, aber stark.“ Der Zug des Martino Orsini war weit zahlreicher als der Adrians, welcher nur aus zehn Männern bestand. Aber Adrians Leute erregten weit größere Bewunderung unter dem Volke und gefielen dem erfahrenen Auge des kriegerischen Johanniterritters weit mehr. Ihre Waffen waren spiegelblank; ihre Größe war bis auf einen Zoll gleich; ihr Schritt regelmäßig und gefest; ihre Haltung aufrecht, sie sahen weder rechts noch links; sie verriethen jene unaussprechliche Disciplin — jene Harmonie der Ordnung — welche Adrian während seiner eigenen Lehrjahre in den Waffen sich zu eigen gemacht hatte, um sie seinen Leuten einzuprägen. Dagegen war der unordentliche Zug des Herrn von Porto aus Männern von allen Größen zusammengesetzt. Ihre Waffen waren schlecht gepulzt und nach altem Geschmacke; sie drängten sich verwirrt durch einander, lachten und sprachen laut; in Miene und Haltung sprach sich bei ihnen all der Uebermuth von Leuten aus, welche den Herrn, dem sie dienten, ebenso verachteten, wie das Volk, das sie in Furcht hielten. Da die beiden Banden in diesem engen Paß unerwartet auf einander stießen, zeigte sich augenblicklich die Eifersucht der beiden Häuser. Jede drängte sich um den Vortritt, und als die gelassene Regelmäßigkeit von Adrians Zug und die ge-

geschlossene kleine Anzahl ihm gestattete, die Diener seines Nebenbuhlers hinter sich zu lassen, erhob das Volk ein lautes Geschrei: „Colonna hoch! — Laßt den Bären hinter der Säule hertanzen!“

„Vorwärts, ihr Bursche!“ sagte Orsini laut zu seinen Leuten. „Wie konntet ihr diese Beschimpfung dulden?“ Und sich selbst an die Spitze seiner Leute stellend, wollte er mitten durch den Zug seines Nebenbuhlers drängen, als ein großer Mann in päpstlicher Livree seinen Stab vorhielt.

„Verzeiht, mein Herr! wir haben den ausdrücklichen Befehl von dem Vikar, keinen Streit der verschiedenen Züge unter einander zu dulden.“

„Bube! willst Du Worte mit mir wechseln?“ sagte der stolze Orsini, und mit seinem Schwert hieb er den Stab entzwei.

„Im Namen des Vikars befehle ich Euch, zurückzugehen!“ sagte der handfeste Wächter und vertrat mit seiner ungeheuern Figur dem Gedein gerade den Weg.

„Es ist Cecco del Vecchio!“ schrieen diejenigen von dem Volke, welche nahe genug waren, um die Stockung und ihre Ursache bemerken zu können.

„Ja,“ sagte Einer, „der gute Vikar hat viele der stärksten Bursche in päpstliche Livree gesteckt, um besser Ordnung halten zu können. Er hätte keinen Besseren wählen können, als den Cecco.“

„Aber er darf nicht fallen!“ schrie ein Anderer, als Orsini den Schmied anstarrte und sein Schwert zurückzog, als wollte er ihm die Brust durchbohren.

„Schande — Schande! soll der Papst so in seiner

eigenen Stadt beschimpft werden?“ schrieen mehrere Stimmen. „Nieder mit dem Frevler — nieder!“ und wie auf einen verabredeten Plan brach ein ganzer Haufen von dem Pöbel auf einmal durch die Gasse und stürzte wie ein Strom über Orsini und sein hinweggedrängtes, schlecht zusammen passendes Gefolge. Orsini selbst ward mit Gewalt zu Boden geworfen und von hundert Füßen auf ihm herumgetreten; seine Leute, die, unter einander geworfen, eben so gegen einander, wie gegen den Pöbel kämpften, wurden zerstreut und überwältigt, und als durch große Anstrengung der Wachen, den Schmied an ihrer Spitze, die Ordnung wieder hergestellt und die Gasse wieder gebildet war, konnte Orsini, beinahe erstickt vor Wuth und Scham, und von den groben Mißhandlungen, die er erlitten, übel zugerichtet, sich kaum vom Boden erheben. Die päpstlichen Diener hoben ihn auf, und als er auf den Beinen war, sah er sich wild um nach seinem Schwerte, das seiner Hand entfallen und von dem Pöbel mit Füßen getreten worden war; als er es nicht erblickte, sagte er zähneknirschend zu Cecco del Vecchio: „Bursche, Dein Nacken soll für diesen Schimpf büßen, oder soll Gott mich verlassen!“ und weiter schritt er durch die Gasse, während ein halb unterdrücktes Jauchzen der Umstehenden seinen Schritten folgte.

„Platz da!“ rief der Schmied, „für Herrn Martino di Porto, und möge es alles Volk wissen, daß er mir für Erfüllung meiner Pflicht in Gehorsam gegen den Vikar des Papstes mit dem Tode gedroht hat!“

„Das wagt er nicht!“ schrieen tausend Stimmen;
 „das Volk kann die Seinigen beschützen!“

Dieser Auftritt entging dem Provenzalen nicht, der den Wind wohl nach dem Fliegen der Strohhalme zu deuten wußte und aus der Kühnheit des Volkes zugleich sah, daß sie sich eines nahen Sturmes bewußt waren. „Par Dieu,“ sagte er, als er Adrian grüßte, der ernst und ohne rückwärts zu blicken, jetzt die zu der Kirche führenden Stufen erreicht hatte, „jener lange Bursche hat ein muthiges Herz und dazu noch viele Freunde. Was denkt Ihr,“ setzte er leise flüsternd hinzu, „ist dieser Auftritt nicht ein Beweis, daß die Edeln weniger sicher sind, als sie wähnen?“

„Die Thiere fangen an, gegen den Sporn auszuschielen, Herr Ritter,“ erwiderte Adrian; „ein kluger Reiter sollte in einem solchen Falle darauf Bedacht nehmen, die Zügel nicht zu straff anzuziehen, damit sich das Thier nicht bäumt und ihn abwirft — doch das ist eben die Politik, die Ihr empfiehlt.“

„Ihr seid im Irrthum,“ versetzte Montreal, mein Wunsch war, Rom einen Regenten zu geben, anstatt der vielen Tyrannen, — aber horcht! was bedeutet diese Glocke?“

„Die Ceremonie wird bald ihren Anfang nehmen,“ erwiderte Adrian. „Werden wir zusammen in die Kirche gehen?“

Selten war ein Gott geweihter Tempel Zeuge eines so eigenthümlichen Schauspiels, wie das, welches jetzt die feierlichen Räume des Lateran belebte.

Mitten in der Kirche erhoben sich amphithea-

tralisch Sitze, und an deren fernstem Ende war ein etwas höheres Gerüst, unter diesem, aber hoch genug, um von Allen gesehen werden zu können, stand eine große eiserne Tafel mit einer alten Inschrift; in ihrer Mitte war eine deutliche, hervorstehende Devise, welche jetzt erklärt werden sollte.

Die Sitze waren mit Tüchern und reichen Stoffen bedeckt. In dem Hintergrunde der Kirche war ein purpurner Vorhang. Rings um das Amphitheater waren die Diener der Kirche in den bunten Livreen des Papstes. Rechts von dem Gerüste saß Raimund, Bischof von Orvieto in seinen Staatskleidern. Auf den Bänken um ihn her sah man alle Vornehmen Roms — die Richter, die Gelehrten, den Adel, von dem hohen Range der Savelli bis zu dem niederen Grade eines Raselli. Der Raum außerhalb des Amphitheaters war vom Volke angefüllt, das jetzt stromweise hereindrang! hell und laut ertönte die ganze Zeit über die große Glocke der Kirche.

Endlich, als Adrian und Montreal sich in geringer Entfernung setzten, schwieg die Glocke plötzlich — das Gemurmel des Volkes hörte auf — der Purpurvorhang wurde zurückgezogen und Rienzi trat mit langsamem, majestätischem Schritte vor. Er kam — aber nicht in seinem gewöhnlichen düstern und einfachen Anzug. Ueber seiner breiten Brust trug er eine Weste von blendender Weiße — ein langes Gewand, nach Art einer weiten Toga, reichte bis auf die Füße und schleppte auf dem Boden nach. Auf seinem Haupt trug er einen weißen Bund, in dessen Mitte

eine goldene Krone schimmerte. Aber die Krone war getheilt, oder gleichsam gespalten durch den mystischen Zierrath eines silbernen Schwertes, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und zugleich zeigte, daß er diese seltsame Tracht nicht aus Eitelkeit oder Gefallsucht angelegt habe, sondern um der Versammlung in der Person eines Bürgers — ein Sinnbild von dem Zustande der Stadt zu geben, über den er sich zu verbreiten im Begriffe stand.

„Wahrhaftig,“ flüsterte ein alter Nobili seinem Nachbar zu, „der Plebejer tritt mit Anstand auf.“

„Was sind das für Comödiantenstreiche?“ sagte ein Zweiter.

„Das wird einen schönen Spaß geben,“ flüsterte ein Dritter. Ich hoffe, der gute Mann wird auch einige Scherze in seine Rede mit einfließen lassen.“

„Er ist gewiß wahnsinnig!“ bemerkte ein Vierter.

„Wie hübsch er ist!“ sagten die Frauen, die sich unter der Menge befanden.

„Das ist ein Mann, der das Volk auswendig gelernt hat,“ bemerkte Montreal gegen Adrian. „Er weiß, er muß zu dem Auge sprechen, um das Herz zu gewinnen, ein Schelm, ein schlauer Schelm!“

Jetzt hatte Rienzi das Gerüst betreten; und als er lang und fest in der Versammlung umherblickte, brachte die hohe gedankenvolle Ruhe seines majestätischen Antlitzes, sein tiefer und feierlicher Ernst all das Gemurmel zum Schweigen; er machte auf den hohnlächelnden Adel denselben Eindruck, wie auf das ungeduldige Volk.

„Ihr Herren von Rom,“ sprach er endlich, „und Ihr, Freunde und Mitbürger, Ihr habt gehört, warum wir heute versammelt sind; und Ihr, mein Herr Bischof von Orvieto, — und Ihr, Mitarbeiter auf dem Felde der Wissenschaften, — auch Ihr wißt, daß es eine Sache betrifft, die mit dem alten Rom in Beziehung steht, dessen vergangene Macht und Ruhm in ihrem Steigen wie in ihrem Fallen zu begreifen, wir zur Aufgabe der Studien unserer Jugend gemacht haben. Aber dies, glaubt mir, ist kein bloßes gelehrtes Räthsel, das nur für den Gelehrten von Nutzen ist, — nur die Todten betrifft. Laßt die Vergangenheit untergehn! — laßt Finsterniß sie bedecken! — laßt sie für immer schlafen über den zusammenstürzenden Tempeln und einsamen Gräbern ihrer vergessenen Eöhne, — wenn sie uns nicht durch ihre enträthselte Geheimnisse Führerin werden kann für Gegenwart und Zukunft. Wie, meine Herren, Ihr habt geglaubt, nur um des Alterthumes willen haben wir Tag und Nacht studirt, was das Alterthum uns lehren kann! Ihr seid im Irrthum; es ist nichts werth, zu wissen, was wir gewesen sind, wenn sich nicht damit der Wunsch verbindet, zu wissen, was wir werden sollen. Unsere Vorfahren sind nur Staub und Asche, wenn sie nicht zu uns, ihren Nachkommen reden; und dann erschallen ihre Stimmen nicht aus der Erde heraus, sondern von dem Himmel herab. Es liegt in der Erinnerung eine Beredsamkeit, weil sie die Amme der Hoffnung ist. Die Vergangenheit ist nur heilig durch die Jahrbücher, die sie aufbewahren, — Jahrbücher von den

Fortschritten des Menschengeschlechtes, — Schritte für Gesittung, Freiheit, Wissenschaft. Unsere Väter verboten uns, zurückzugehen, — sie lehren uns, unser rechtmäßiges Erbe kennen, — sie gebieten uns, dieses Erbe zurückzufordern, es zu vergrößern, — ihre Tugenden zu bewahren und ihre Irrthümer zu vermeiden. Dies ist die wahre Nutzenanwendung der Vergangenheit. Wie das heilige Gebäude, in welchem wir uns befinden, — ist sie ein Grab, auf welchem man einen Tempel errichten muß. Ich sehe, daß Ihr Euch über diesen langen Eingang verwundert; Ihr seht einander an — Ihr fragt, was daraus werden solle. Seht diese große Eisenplatte; eine Inschrift ist darauf gegraben, aber erst kürzlich hat man sie unter den Haufen von Steinen und Trümmern ausgegraben, die — o Schande für Rom! — einst Paläste des Kaiserreiches und Bogen der triumphirenden Macht waren. Die Devise in der Mitte der Tafel, die Ihr seht, stellt die Handlung der römischen Senatoren vor, — welche dem Vespasian die kaiserliche Würde übertragen. Um diese Inschrift vorlesen zu hören, habe ich Euch eingeladen! Sie bezeichnet genau Ausdehnung und Grenzen der solchergestalt übertragenen Macht. Dem Kaiser wurde die Macht anvertraut, Gesetze zu geben und Bündnisse zu schließen, mit welchen Nationen er es immer für gut fand, — die Grenzen der Städte und Distrikte zu erweitern oder zu verringern, — Männer — merkt hier auf, meine Herren! — zu dem Range von Herzogen und Königen zu erheben, — ja, und sie abzusetzen und

der Würde zu entkleiden; — einem Orte die Privilegien einer Stadt zu ertheilen und sie wieder zu nehmen; kurz, alle Eigenschaften kaiserlicher Macht. Ja, jenem Kaiser wurde eine so ausgedehnte Macht anvertraut; aber von Wem? Habt Acht — horcht, ich bitte — verliert kein Wort, — von Wem, frage ich? von dem römischen Senate! Was war der römische Senat? Der Stellvertreter des römischen Volkes!“

„Ich wußte, daß er darauf kommen würde!“ sagte der Schmied, der mit seinen Gesellen an der Thüre stand, zu dessen Ohr aber rein und klar Rienzi's Silberstimme drang.

„Muthiger Bursche! und dies noch vor den Ohren der Barone.“

„Ja, da seht ihr, was das Volk war! und ohne ihn hätten wir das nie erfahren.“

— „Ruhig, Leute!“ sagte der Kirchendiener zu denen von dem Haufen, welche sich diese Worte zugeflüstert hatten.

Rienzi fuhr fort. — „Ja, das Volk war es, das diese Gewalt übertrug — dem Volke steht sie daher zu! Makte sich der erhobene Kaiser die Krone an? Konnte er nur so von sich selbst diese Macht annehmen? War sie mit ihm geboren? Leitete er sie, meine Herren Barone, von dem Besitze befestigter Schlösser — von hoher Abkunft ab? Nein! allvermögend, wie er war, hatte er doch kein Recht auf nur den geringsten Theil von dieser Macht, außer durch die Stimme und Uebertragung des römischen Volkes.

So groß, meine Landsleute! so groß war selbst zu der Zeit, wo die Freiheit nur noch ein Schatten von ihrem früheren Selbst war, — so groß war das anerkannte Vorrecht Eurer Väter! Alle Gewalt kam vom Volke. Was habt Ihr jetzt zu vergeben? Wer, wer, frage ich, — welche einzige Person, welcher kleine Häuptling fragt Euch wegen der Macht, die er sich anmaßt? Sein Senat ist sein Schwert; sein Freibrief ist geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit Blut. Das Volk! — es gibt kein Volk! O! wollte Gott, daß wir eben so leicht den Geist der Vorzeit aus der Erde grüben, als ihre Denkmale!"

"Wenn ich Euer Better wäre," flüsterte Montreal Adrian zu, "ich würde diesem Manne kurze Ruhezeit zwischen dem Schluß seiner Rede und seiner Beichte geben."

"Wer ist Euer Kaiser?" fuhr Rienzi fort, "ein Fremder! Wer das große Haupt Eurer Kirche? — ein Verbannter! Ihr seid ohne Eure gesetzmäßigen Häupter, und warum? Weil Ihr nicht ohne Eure dem Gesetze hohnsprechende Tyrannen seid! die Zügellosigkeit Eurer Edeln; ihre Mißthelligkeiten, ihre Streite haben unseren heiligen Vater von dem Erbe des heiligen Peters vertrieben; — sie haben Eure Straßen mit Eurem eigenen Blute überschwemmt; sie haben die Frucht Eurer Arbeiten in Privatstreiten und mit Unterhaltung gemietheter Räuber verschwendet. Eure Kräfte haben sich gegen Euch selbst erschöpft. Ihr habt aus Eurer Vaterstadt, einst die Beherrscherin der Welt, ein Gespötte gemacht. Ihr habt ihre Lippen

in Galle getaucht — Ihr habt eine Dornenkrone auf ihr Haupt gesetzt! Wie, meine Herren!" sagte er, indem er sich heftig gegen die Savelli und Drfini umwandte, die, bemüht, die geheime Furcht abzuschütteln, welche die feurige Beredsamkeit Rienzi's ihren Herzen eingestößt, jetzt durch verächtliche Gebarden und höhnisches Lächeln das Mißfallen zu erkennen gaben, das sie in Gegenwart des Vikars und des Volkes nicht laut werden zu lassen wagten. — „Wie! sogar während ich spreche — hält Euch nicht die Heiligkeit dieses Ortes im Saume! Ich bin ein niedriger Mann — ein Bürger Roms; — aber dieser einen Auszeichnung habe ich mich zu rühmen: Ich habe viele Feinde und Spötter mir erweckt für das, was ich für Rom gethan. Ich bin gehaßt, weil ich meine Vaterstadt liebe; ich bin verachtet, weil ich sie emporbringen wollte. Ich vergelte — ich werde gerächt werden. Drei Verräther in Euren eigenen Palästen werden Euch verrathen: sie heißen — Luxus, Neid und Zwietracht!"

„Der hat vernehmlich mit ihnen gesprochen!"

„Ha, ha! beim heiligen Kreuze, das war gut!"

„Ich ließe mich hängen um noch so einen kühnen Streich, wie der vorige!"

„Es ist eine Schande, daß wir Memmen sind, wenn ein Mann solchen Muth hat," sagte der Schmied.

„Der ist der Mann, der uns immer fehlte!"

„Stille!" rief der Beamte.

„O, Römer!" begann Rienzi leidenschaftlich wieder, „erwacht! Ich beschwöre Euch! Laßt diese Grin-

nerung an Eure frühere Macht, Eure früheren Freiheiten sich tief in Eure Seelen senken. In einer glücklichen Stunde, wenn Ihr sie ergreift, in einer schlimmen, wenn Ihr die goldene Gelegenheit ent schlüpfen laßt, ist diese Erinnerung an die Vergan genheit Euren Augen geoffenbart worden. Erinnert Euch, daß das Jubiläum herannahet."

Der Bischof von Orvieto lächelte und nickte bei fällig; das Volk, die Bürger, der niedere Adel be merkten wohl diese Zeichen der Aufmunterung, und nach ihrem Dazurhalten sah der Papst selbst in der Person des Vikars wohlwollend auf Rienzi's Kühnheit.

"Das Jubiläum naht heran — die Augen der ganzen Christenheit richten sich hierher. Sollen hier, wohin Menschen von allen Enden der Welt kommen, um den Frieden zu holen, sie Zwietracht finden? Wäh rend sie Absolution suchen, sollen sie nur Verbrechen sehen? In dem Mittelpunkt von Gottes Herrschaft, sollen sie weinen über Eure Schwäche? Am Eise der heiligen Märtyrer, sollen sie schauern über Eure Laster? An der Quelle christlicher Geseze, sollen sie alle Ge seze verachtet sehen? Ihr waret der Ruhm der Welt, wollt Ihr ihr Sprüchwort werden? Ein Beispiel waret Ihr für sie, wollt Ihr eine Warnung werden? Erhebt Euch, während es noch Zeit ist! — säubert Eure Straßen von den Banditen, welche sie unsicher machen! Eure Mauern von den Miethlingen, die sie beherbergen! Verbannt diese bürgerlichen Zwiste oder die Männer — wie stolz, wie groß sie auch sein mögen, welche sie unterhalten! Reißt die Wagschale aus der Hand

des Betrugs! das Schwert aus der Hand der Gewaltthat! Wage und Schwert sind die alten Attribute der Gerechtigkeit! gebt sie ihr wieder zurück! Dies sei Eure hohe Aufgabe, dies Euer großes Ziel! Haltet jeden, der sich Euch hierin widersetzt, für einen Verräther an seinem Vaterlande. Erringt einen Sieg, größer als die der Cäsaren — den Sieg über Euch selbst! Zeigt den Pilgern der Welt die Auferstehung Roms! das Jubiläum der Religion und die Wiederaufrichtung der Geseze laßt in eine Epoche zusammenfallen! Leget das Opfer Eurer besiegten Leidenschaften — die Erstlingsfrüchte Eurer wieder auflebenden Freiheit — auf eben den Altar, den diese Mauern umschließen! und nie! o nie! seit Anbeginn der Welt haben Menschen ihrem Gotte ein wohlgefälligeres Opfer dargebracht!"

Der Eindruck, den diese Worte unter den Zuhörern hervorbrachten, war so groß — die dadurch mit Sturm eingenommenen Seelen blieben so athemlos und überwältigt, daß Rienzi von dem Gerüst herabgestiegen und schon hinter dem Vorhang verschwunden war, hinter dem er hervortrat, ehe die Menge recht merkte, daß er aufgehört hatte.

Die Eigenthümlichkeit dieser plötzlichen Erscheinung — wie er in so räthselhaftem Glanze erschien und in dem Augenblicke wieder verschwand, wo seine Botschaft ausgerichtet war — verlieh seinen Worten noch höhere Kraft. Der ganze Charakter dieser kühnen Rede bekam den Anschein von etwas Uebernatürlichem, von einer Eingebung; für den Verstand des Volkes war

der Sterbliche in ein Drakel verwandelt, und in der Bewunderung des rückhaltlosen Muthes, mit welchem ihr Abgott die stolzen Barone getadelt und beschworen hatte — deren jeden sie als einen feierlich bestätigten Scharfrichter betrachteten, dessen Grimm sich augenblicklich durch Galgen oder Beil offenbaren konnte — konnte sich das Volk nur abergläubisch einbilden, daß nichts Geringeres, als Einfluß von oben ihrem Führer solche Kühnheit verliehen und ihn vor der Gefahr, der er entgegenging, beschützt habe. In der That war in eben diesem Muth Rienzi's seine Sicherheit begründet; er sah sich in eine Lage versetzt, wo Kühnheit Klugheit wird. Wäre er weniger dreist gewesen, so wären die Adeligen trotziger geworden; aber eine solche Freiheit der Sprache an einem Diener des heiligen Stuhls erschien ihnen natürlich gebilligt durch die Zustimmung des Papstes sowohl, wie auch durch den Beifall des Volkes. Diejenigen, welche nicht, wie Stephan Colonna, Worte als Wind verachteten, schrakten vor dem Gedanken zurück, einen Mann zu bestrafen, dessen Worte der bloße Wiederhall von den Wünschen des Papstes sein mochten. Die Uneinigkeiten der Adeligen untereinander waren für Rienzi nicht minder günstig. Er griff einen Körper an, dessen einzelne Glieder nicht zusammenhielten.

„Es ist nicht meine Pflicht, ihn zu verderben!“ sagte der Eine.

„Ich bin nicht der Vertreter der Barone!“ sagte ein Anderer.

„Wenn Stephan Colonna nicht Acht auf ihn hat,

wäre es für einen Geringeren eben so thöricht, wie gefährlich, sich zum Verfechter der Ordnung aufzuwerfen!" sagte ein Dritter.

Die Colonna lächelten beifällig, wenn Rienzi einen Orsini anklagte — ein Orsini lachte laut, wenn seine Beredsamkeit gegen einen Colonna losbrach. Der niederere Adel freute sich über die Angriffe auf beide Parteien, während auf der andern Seite der Bischof durch die lange Ungestraftheit Rienzi's Muth bekommen hatte, das Benehmen seines Mitbeamten gut zu heißen. Er gab sich zwar bisweilen den Anschein, als tadelte er seine übermäßige Hitze, lobte aber dabei immer seine redliche Absicht; der Beifall des päpstlichen Vikars bestärkte die Adelligen in der Annahme, daß der Papst selbst diese Gesinnungen billige. Sicherheit und Erfolg Rienzi's wurden so gerade durch die Tollkühnheit seines Enthusiasmus gesteigert.

Als die Barone indessen sich ein wenig von der Betäubung erholt, in welche Rienzi sie versetzt hatte, sahen sie sich der Reihe nach einander an; ihre Blicke verriethen, daß sie den Uebermuth des Redners und die ihnen gesagten Beleidigungen verstanden hatten.

"Per fede!" sagte Reginaldo di Orsini, "dies übersteigt alle Geduld — der Plebejer ist zu weit gegangen!"

"Seht das Volk unten! wie sie murmeln und gaffen — wie ihre Augen funkeln — und welche Blicke sie nach uns werfen!" sagte Luca di Savelli zu seinem Todfeinde Castruccio Malatesta; das Gefühl gemeinsamer Gefahr versöhnte in einem Augenblicke, aber

auch nur für einen Augenblick, die jahrelange Feindschaft.

„Diavolo!“ rannte Rafelli (Mina's Vater) einem eben so armen Baron zu, „aber der Schreiber hat Wahrheit auf den Lippen. Schade, daß er kein Adelliger ist.“

„Was für ein tüchtiger Kopf geht dadurch verloren!“ sagte ein florentinischer Kaufmann. „Der Mann könnte etwas werden, wenn er reich genug wäre.“

Adrian und Montreal schwiegen: der Erstere schien in Gedanken verloren, der Letztere beobachtete die verschiedenartigen auf die Zuhörer hervorgebrachten Eindrücke.

„Stille!“ riefen die Officianten. „Stille für den Herrn Vikar.“

Bei dieser Ankündigung wandten sich Aller Augen auf Raimund, der sich mit viel geistlicher Wichtigkeit erhob und zu der Versammlung also sprach: —

„Obgleich, Edle und Bürger Roms, meine vielgeliebte Heerde und Kinder, — obgleich ich eben so wenig, wie Ihr, genau die Beschaffenheit der so eben gehörten Rede voraussah, — und wiewohl ich keine lautere Zufriedenheit über die Form und, kann ich sagen, über den ganzen Inhalt der feurigen Ermahnung empfinde, — kann ich dennoch (und er legte großen Nachdruck auf das letztere Wort) Euch nicht scheiden lassen, ohne den Bitten des Dieners unseres heiligen Vaters auch die des geistlichen Stellvertreters Seiner Heiligkeit beizufügen. Es ist wahr! das Jubiläum naht heran! Das Jubiläum naht heran —

und noch werden unsere Straßen, sogar bis an die Thore von Rom, von mörderischen und gottlosen Räubern verheert! Welcher Pilger wird sich über die Appenninen wagen, um an den Altären des heiligen Petrus anzubeten? Das Jubiläum naht heran; welche Schande wird es für Rom sein, wenn an diesen Altären keine Pilger erscheinen — wenn die Furchtsamen vor den Gefahren der Reise zurückbeben und die Kühnen als Opfer fallen! Deshalb bitte ich euch Alle, Bürger und Edle, — ich bitte euch Alle, diese unglücklichen Fehden ruhen zu lassen, die so lange die Macht unserer Stadt aufgerieben haben, und, durch die Bande der Freundschaft und Bruderliebe Euch verbindend, einen gesegneten Bund gegen die Straßenräuber zu schließen. Ich sehe unter Euch, Ihr Herren, viele, die der Stolz und die Pfeiler des Staates sind; aber ach! mit Kummer und Schrecken denke ich an den grundlosen und eitlen Haß, der zwischen Euch erwachsen ist! — ein Aergerniß für unsere Stadt, das, es sei mir erlaubt zu sagen, kein ehrenhaftes Licht auf Euren Christenglauben, noch auf Eure Würdigkeit als Vertheidiger der Kirche wirft.“

Unter dem niederen Adel — entlang den Eizen der Richter und Gelehrten — durch die ungeheure Menschenmasse erscholl lautes Beifallsgemurmel bei diesen Worten. Die vornehmeren Barone betrachteten stolz, aber nicht verächtlich das Antlitz des Prälaten und beobachteten ein strenges, undurchdringliches Schweigen.

„An diesem heiligen Orte,“ fuhr der Bischof fort, „laßt mich Euch bitten, diese nutzlosen Feindseligkeiten zu begraben, die schon Gut und Blut genug gekostet; laßt uns mit dem gemeinsamen Entschlusse, unseren Muth zu erproben und unsere Tapferkeit nur gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde zu bewähren, — diese Schurken, welche unsere Felder verwüsten und unsere Straßen unsicher machen, — die Feinde des Volkes, das wir beschützen, und des Gottes, dem wir dienen sollen — aus diesen Mauern scheiden!“

Der Bischof nahm seinen Sitz wieder ein; die Edeln sahen einander stumm an; das Volk begann laut unter sich zu flüstern, als nach einer kleinen Weile Adrian di Castello sich erhob.

„Verzeiht mir, meine Herren, und Ihr, ehrwürdiger Vater, wenn ich, trotz meiner Jugend, meiner Unerfahrenheit und meinem geringen Ansehen oder Bedeutung unter Euch, mir herausnehme, der Erste zu sein, der freudig den eben vernommenen Vorschlag annimmt. Gerne entsage ich allen alten Feindschaften mit irgend welchem meiner Standesgenossen. Zum Glücke für mich hat meine lange Abwesenheit von Rom die meiner frühen Jugend vertrauten Fehden und Eifersüchteleien aus meinem Gedächtnisse verwischt; und in dieser edeln Versammlung sehe ich nur einen Mann (hier blickte er auf Martino di Porto, der finster vor sich hinblickte), gegen den ich einmal mein Schwert zu ziehen für Pflicht hielt; der Handschuh, den ich einst diesem Edeln hinwarf, ist, ich freue mich bei dem Gedanken, noch nicht ausgelöst. Ich nehme ihn

zurück. Von jetzt an seien meine Feinde nur noch die Feinde Roms!"

"Edel gesprochen," sagte der Bischof laut.

"Und," fuhr Adrian fort, indem er seinen Handschuh unter die Adligen warf, "ich werfe somit, meine Herren, den wieder zurückgenommenen Handschuh unter Euch Alle als Aufforderung zu einem edleren Wettstreite auf einem edleren Felde. Ich lade Jeden ein, mit uns in dem Bestreben zu wetteifern. Sicherheit auf unseren Straßen und Ordnung in unserer Stadt herzustellen. Es ist dies ein Kampf, in welchem ich, wenn ich trotz meiner Anstrengung besiegt werde, den Preis ohne Neid hingeben werde. In zehn Tagen, von heute an, ehrwürdiger Vater, will ich vierzig bewaffnete Reiter stellen, bereit, jedem Befehle zu gehorchen, der auf die Sicherheit des römischen Staates hingerichtet. Und Ihr, o Römer, verbannt, ich bitte Euch, aus Euren Gemüthern die beredten Schmähungen gegen Eure Mitbürger, welche Ihr so eben gehört. Alle unter uns, von welchem Stande auch, haben Antheil gehabt an den Ausschweifungen dieser unglücklichen Zeiten; laßt es unser Bestreben sein, nicht zu rächen oder nachzuahmen, sondern zu verbessern und sie zu vereinigen. Und möge das Volk fortan erkennen, wie der wahre Stolz des Patriciers darin besteht, daß seine Macht ihn um so eher in den Stand setzt, seinem Vaterlande zu dienen."

"Schöne Worte!" sagte der Schmied, höhnisch lächelnd.

„Wenn sie Alle wären, wie Er!“ sagte des Schmieds Nebenmann.

„Er hat den Großen aus der Klemme geholfen,“ sagte Pandulpho.

„Er hat grauen Wiß unter jungen Haaren gezeigt,“ sagte ein bejahrter Malatesta.

„Ihr habt die Flut abgewandt, aber nicht gedämmt, edler Adrian,“ sagte der immer seine Bemerkungen machende Montreal, als unter allgemeinem Beifallsgemurmel der junge Colonna seinen Sitz wieder einnahm.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Adrian.

„Daß Eure sanften Worte, wie alle Versöhnungsversuche der Patricier, zu spät kamen.“

Kein anderer Adelliger stand auf, obgleich sie sich vielleicht geneigt fühlten, in die allgemeine Vergebung mit einzustimmen, und durch Zeichen und Flüstern Adrians Worten Beifall zu geben schienen. Sie waren zu sehr an einen widrigen, ungelehrten Stolz gewöhnt, als daß sie sich herabgelassen hätten, eine versöhnliche Sprache entweder gegen das Volk, oder gegen ihre Feinde anzunehmen. Und Raimund, der umherblickte und nicht wollte, daß ihr unziemliches Schweigen lange bemerkt würde, erhob sich auf einmal, um demselben die beste Deutung zu geben, deren er fähig war.

„Mein Sohn, Du hast als Freund des Vaterlandes, wie als Christ gesprochen; das beifällige Schweigen Deiner Standesgenossen sagt uns, daß sie Deine Gefinnungen theilen. Heben wir die Versammlung auf — ihr Zweck ist erreicht. Die Art und Weise unseres

Verfahrens gegen die verbündeten Räuber der Landstraße erfordert anderweitige, reifliche Ueberlegung. Dieser Tag wird in unserer Geschichte Epoche machen."

"Das wird er," knirschte Cecco del Vecchio mürrisch zwischen den Zähnen.

"Kinder, meinen Segen Euch Allen!" schloß der Vikar mit ausgebreiteten Armen.

Wenige Minuten später strömte die Menge aus der Kirche. Die verschiedenen Diener und Bannerträger ordneten sich auf den Stufen außen, jeder Zug besorgt um den Vortritt seines Herrn; und die Edeln, die sich ernst in kleine Truppen sammelten, daß kein feindseliges Blut zusammenkam, folgten der Menge durch die Kirchenflügel. Bald erhob sich wieder der Lärm, und das Geschrei, das Lanken und Fluchen der feindlich gesinnten Banden, als mit Mühe und Anstrengung die Diener des Vikars sie sehr unordentlich zur Ordnung anhielten.

Aber so wahr waren Montreals an Adrian gerichtete Worte, daß das Volk schon halb die edle Aufforderung des jungen Nobili vergaß und bittere Bemerkungen über das unziemliche Schweigen seiner Standesgenossen machte. Was war auch für sie der Kreuzzug gegen die Straßenräuber? Sie tadelten den guten Bischof, daß er nicht feck den Edeln sagte: "Ihr seid die ersten Räuber, gegen die man zu Felde ziehen muß!" die Unzufriedenheit des Volkes hatte solche Hinhaltungsmittel überschritten; sie war auf den Punkt gestiegen, wo das Volk nicht sowohl nach einer Verbesserung, als nach einem Wechsel sich sehnte. Es

gibt Zeiten, wo man eine Revolution nicht abwenden kann; sie muß kommen — kommen entweder in Folge von Widerstand oder Nachgiebigkeit. Wehe dem Geschlechte, welchem eine Revolution keine Früchte bringt — wo der Blitz durch die oberen Räume zuckt, aber die Luft nicht reinigt. Vergebens dulden ist oft das Loos der edelsten Menschen; wenn aber ein Volk vergebens duldet, mag es sich selbst verfluchen!

Viertes Kapitel.

Der ehrgeizige Bürger und der ehrgeizige Soldat.

Der Bischof von Orvieto zögerte am längsten, um mit Rienzi zu sprechen, der ihn an einem dem Publikum nicht zugänglichen Orte des Lateran erwartete. Raimund war verständig genug, um sich nicht zu dem Glauben verleiten zu lassen, der letzte Auftritt könne eine Sinnesänderung unter den Adligen hervorbringen, ihre Spaltungen heilen, oder sie zu thätiger Bekämpfung der Verheerer der Campagna veranlassen. Als er aber Rienzi Alles genau berichtete, was nach dem Abtreten dieses Helden von der Bühne vorgefallen war, schloß er mit den Worten: „Ihr werdet aus dem Gesagten sehen, ein gutes Resultat wird sich ergeben; der erste Streit mit den Waffen in der Hand — der erste Kampf unter dem Adel — wird als Bruch eines Versprechens erscheinen, für Volk und Papst ein gültiger Grund sein, an aller Besserung der Barone zu verzweifeln — ein Grund,